

Gilberfeld

Fernsprecher für Expedition und Redaktion { 4601
4602
4603

Für Aufnahmen von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen, für telephon. Aufträge sowie für Aufbewahrung von Manuskripten wird keine Gewähr übernommen.

Verbreitungsbezirk: Elberfeld - Barmen - Beyenburg - Br
Milspe-Mitenvor. oc-Neuiged - Mierenhof - Ohligs - Opladen-M

(Allgemeine Zeitung für Berg und Markt)

Bezugspreis: Durch unsere Boten monatlich 60 Pf.; durch die Post monatlich 70 Pf.
vierteljährlich M. 2.10 exkl. Bestellgeld (42 Pf.)

Anzeigenpreis: Die 7gespaltene Zeile 25 Pfg., außerhalb des Verbreitungsbezirks 35 Pfg.

Vorbreitungsbereich: Elberfeld - Barmen - Segenburg - Buchfeld - Cronenberg - Dahlhausen - Gerdelsberg - Gräfrath - Gruiten - Haan - Hählinghausen - Hückeswagen - Langenberg - Langerfeld - Leichlingen - Lennep - Lüttringhausen - Mettmann - Milspe-Altenvater - Neuenhof - Obilg - Opfaden - Radewormwald - Remscheid - R. - Hatten-Rondorf - Schwelm - Solingen - Sonnborn - Syrdorf - Tönisheide - Velbert - Volkmars - Wald - Wermelskirchen - Wiedorf - Wipperfurth - Wülfrath

Amsterdam, 7. Dez. (Von unserem Be-
richterstatter.) In ihren offiziellen Mit-
theilungen bemüht sich die englische Regierung, die
Bedeutung der revolutionären Bewe-
gung in Irland weiter abzuleugnen, dabei
aber geht der Bischof von Irland und seine
Regierung mit der größten Strenge gegen jeden-
mann vor, der im Verdachte steht, englandfeindlich
zu sein. In den letzten Tagen fanden wieder
zahlreiche Verhaftungen in verschiedenen Städten
Irlands statt, die meisten auf leere Beschuldigungen
böswilliger Nachbarn hin. Den Mäthern im
Lande wurde mitgeteilt, daß die Redakteure vor
ein Kriegsgericht gestellt werden würden, wenn sie
fortführen, Dinge zu veröffentlichen, die die Wer-
bung Freiwilliger in Irland zu beeinträchtigen
angehen sind. Das englische Kriegsamt befürchtet
immer noch einen bewaffneten Aufstand, anders
kann man sich die Maßregel nicht erklären, die so-
eben getroffen wurde. Die Hafenbehörden des
Landes wurden angewiesen, alle Waffen und Mu-
nition zu beschlagnahmen, die in irischen Häfen
ausgeschifft werden sollten.

Sehr treffend spiegelt sich die Stimmung in Irland in einem Leitartikel wider, den der bekannte Führer der Iren, Sir Roger Casement, in der „Continental Times“ veröffentlicht, die eine große Verbreitung außerhalb Englands besitz. Dieser schreibt: „Es kann für Irland keine Rede davon sein, sich an einem Kampfe gegen Deutschland zu beteiligen. Irland hat seine Söhne selbst nötig, da seine Bevölkerung im Laufe der letzten 68 Jahre um mehr als vier Millionen zurückging. Den größten Theil der Verantwortlichkeit dafür hat die britische Regierung, die Irland von jeher viel größeres Leid zugefügt hat, als irgendein Volk der Erde je zu erdulden hatte. Jetzt versucht dasselbe England, unsere Männer heranzuziehen, damit diese ihr Leben opfern sollen, nur zu dem Zwecke, daß eine große und überreiche Nation durch die Zerstörung des Handels und der Industrie einer anderen Nation noch reicher werden soll. Wenn irisches Blut fließen soll, dann kann es nur in Irland geschehen und nur zu dem Zwecke, für unsere Heimat größere Freiheiten zu erwerben. Irland würde seiner Geschichte, seiner Ehre und dem Glauben an seine eigene nationale Kraft untreu werden, wenn es dem Rufe der britischen Regierung folgen und seine Söhne außer Landes senden würde, um für eine Sache zu kämpfen, die seinen Schein von Nützlichkeit und Ehrlichkeit in sich birgt. Als einer der Gründer der irischen Unabhängigkeitsbewegung sage ich im Namen aller meiner Anhänger, daß jeder Ire, der instande ist, die Waffen zu tragen, diese nur für die Freiheit seines Landes einsetzen darf und nicht für die Heere der Verbündeten, die, gelinde gesagt, uns nichts angehen.“

Klater und deutlicher wurde der britischen Regierung die Meinung der Iren bisher wohl nicht gesagt, und es ist nicht zu verwundern, daß die englische Presse diese Ausführungen der „Continental Times“ mit Stillschweigen übergeht.

Diese Frage stellt der Hauptmann Bevione, der von der Turiner „Stampa“ als Sonderberichterstatter nach Aegypten geschickt worden ist, in einem daselbst veröffentlichten Artikel, und kommt auf Grund seiner persönlichen Feststellungen zu der interessanten Antwort, daß der Suezkanal in so schlechtem Verteidigungszustand sich befindet, daß ein Angriff der Türken von dieser Seite her auf keinen leichten Widerstand stoßen kann. „Nicht ohne Ab-

Fortschritte in den Argonnen. — Verfolgung der Russen in Nordpolen, bisher 5000 Gefangene, 16 Geschütze und Munition erbeutet.

Großes Hauptquartier, 8. Dez.
vorm. (Amtlich.) An der flandrischen
Front bereiten die durch die letzten Regen-
güsse veränderten Bodenverhältnisse den
Truppenbewegungen große Schwierigkeiten.
Nördlich von Fras haben wir einige kleine Fort-
schritte gemacht.

Das Kriegslazarett in Villedieu ist gestern abgebrannt. Wahrscheinlich liegt Brandstiftung vor. Verluste an Menschenleben sind aber nicht zu beklagen.

Die Behauptungen der Franzosen über ihr Vordrücken im Argonnerwalde entsprechen nicht den Tatsachen. Seit längerer Zeit ist dort überhaupt kein französischer Angriff mehr erfolgt. Dagegen gewinnen wir fortgesetzt langsam Boden. Bei Malancourt, östlich Barrennes, wurde vorgestern ein französischer

Stützpunkt genommen. Dabei ist der größte Teil der Besatzung gefangen. Der Rest — einige Offiziere und etwa 150 Mann — wurde gefangen. Ein französischer Angriff gegen unsere Stellungen nördlich von Nancy wurde gestern abgewiesen.

Im Osten liegen von der ostpreussischen Grenze keine besonderen Nachrichten vor.

In Nordpolen folgen die deutschen Truppen dem östlich und südöstlich zogs schnell zurückweichenden Feinde unmittelbar. Außer den gestern schon gemeldeten, ungewöhnlich starken und blutigen Verlusten, haben die Russen bisher etwa 5000 Gefangene und 16 Geschütze mit Munitionswagen verloren.

In Südpolen hat sich nichts Besonderes ereignet. Oberste Heeresleitung.

WTB. Berlin, 8. Dez. (Amtlich.) Se. Majestät der Kaiser hat seine für heute geplante Wiederabreise zur Front infolge Erkrankung anieberhaftem Bronchial.

fatalisch auf einige Tage verschieben müssen. Er konnte aber gestern und heute den Vortrag des Chefs des Generalstabs des Feldheeres über die Kriegslage entgegennehmen.

Der deutsche Erfolg in Russisch-Polen.

Wien, 7. Dez. (Achtamtlich.) Der „Morgen“ schreibt: Die Freudenbotschaft aus der großen Schlacht in Rußisch-Polen traf heute in erster Morgensunde hier ein: Lobz ist wieder in den Händen der Deutschen, und die Russen befinden sich wieder in vollem Rückzuge. Hiermit hat die deutsche Gegenoffensive, die durch gewaltige Verstärkungen, welche die Russen heranzuziehen vermochten, ins Stocken geraten war, wieder einen großen, und man darf wohl hoffen, für den weiteren Verlauf des Kampfes

entscheidenden Sieg errungen, und
heller Jubel wird aus ganz Deutschland und aus
unserer Monarchie wieder die genialen Führer
und die tapferen Truppen begrüßen.

übermittelt das Petersburger Nachrichtenbureau verschiedenen Plättern folgende Mitteilung:

Viele Häuser in dem vornehmsten Stadtteil wurden zerstört. Der obere Teil des Sabothotels fiel im Schrapnellfeuer zusammen. Eine Granate traf einen großen Gasbehälter, der explodierte. Dadurch war die ganze Stadt für einen Augenblick taghell erleuchtet; nachher waren die Straßen in finstern Dunkel gehüllt. Es herrscht Mangel an Lebensmitteln, besonders an Milch.

Der Petersburger Korrespondent der Politiken meldet laut Leipziger Tagesblatt: Die russische Armee ist auf der ganzen Westfront zur Defensive verurtheilt. Die Linie Zwangorod-Barisbau ist die natürliche Verteidigungsstellung Westrusslands.

Der deutschfeindliche Petersburger Korrespondent der Corriere della Sera stellte noch vor der Bekanntwerden der Nachricht von der Einnahme von Lohz die unbestrittene gewaltige Überlegenheit der deutschen Artillerie fest.

Noch immer keine Ordnung
beim russischen Train.

Wien, 7. Dez. Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet: Das betriede Zeugnis dafür, daß die Russen die Überlegenheit, die unserer besseren Disziplin und besseren Organisation unseres Trains und Nachschubdienstes liest, selbst fühlen, ist folgender, vom Kommandanten der vierten russischen Armee ausgegebener Befehl, der bei einem gefangenen russischen Offizier des 297. Infanterie-Regiments gefunden wurde. Er lautet: Befehl Nr. 539, vom 31. Oktober 1914. Nach Meldung des aus der Gefangenschaft gestückelten Totshauptmanns der ersten Grenadier-Artilleriebrigade Szozogoleg herricht beim Train unserer Gegner eine musterergäufige Ordnung. Diese Parke entschreiben jeder besonderen Bedeutung. Ich mache die Korpskommandanten darauf aufmerksam und drücke mein tiefstes Bedauern aus, daß ungeachtet einer ganzen Reihe von Befehlen und Anordnungen in den Parks unseres Trains noch immer keine Ordnung herricht. Ich befehle energische Maßnahmen, um endlich die so wichtige Angelegenheit zu ordnen. General Evert, Kommandant der 4. Armee.

Der Offiziersmangel in Rußland.

TU. Petersburg, 8. Dez. Die Studenten, die den auf 3½ Monate abgefügten Offizierskursus durchgemacht haben, werden prüfungslös zu Fähnrichen befördert. Nach achtmonatigem Felddienst werden sie Leutnant. 11 000 Fähnriche gehen Mitte Dezember zur Armee ab.

General Rennenkampf vergiftet?

Wie der „Frankf. Ztg.“ aus Rumänien von anscheinend gutunterrichteter Seite mitgeteilt wird, glaubt man in Odessa an den Tod des Generals von Rennenkamps, der vergiftet worden sein soll.

Ein neuer Kampf bei Opern?

Rotterdam, 7. Dez. Aus dem nördlichen Frankreich will „Daily Mail“ berichten können, daß eine große Schlacht bei Elverdinghen zwischen Beurne und Opreu im Gange sei.

Die Wirkungen des „Heiligen Krieges“ im Westen.

Einem Feldpostbrief an die „Fetti. Ita.“ entnehmen wir folgende bezeichnende Stelle: „Wir haben hier an der Älste Leiber immer noch recht wenig zu tun, und vor Weihnachten wird's auch wohl kaum anders werden. Uns gegenüber liegen hauptsächlich Turkos. Ich schrieb Dir schon, daß ich Ende September dem Westphalen von ihnen überfallen wurde. Zum Glück kamen die...et uns zu Hilfe. Seitdem haben sie sich aber verbessert. Siehe ich da neulich mit anderen von der 8. Kompagnie Posten. Da kommen zwei Schwarze an und fragen, ob es wahr sei, daß die Türken Frankreich den Krieg erklärt habe. Wir bejahten

das, und daraufhin kamen gegen 100 Mann bei uns an, gaben die Waffen ab und erklärten, sie wollten gegen die Verbündeten ihrer Glaubensgenossen nicht kämpfen. Das Wesen aber kam heute. Da sangt auf einmal die französische Artillerie an zu schießen. Aber nicht auf uns, sondern immer tiefer in die französischen Schützengraben. Die Schwarzen hatten gemeinert, wie wir nachher erfuhren. Wenn das so weiter geht, sparen wir die Patronen...

Eine Ansprache Poincarés.

Nach einer Habas-Meldung unternahm die Patrioten-Piga wie alljährlich ihre Fahrt nach dem Schlachtfeld von Champagne. Auf dem Schlachtfeld hielt der Präsident Poincaré eine Ansprache, in der er sagte: Damit der Friede lange und glücklich ausbleibe, müsse er gewährt sein durch die vollständige Zuhilfenahme für die verletzten Rechte, und Frankreich müsse sich vorziehen gegen künftige Angriffe. Es müsse die Parole aufstellen: Ehre für das Vergangene und Garantien für die Zukunft! (Das ist auch unser Standpunkt!)

Ein neues Beispiel englischer Tücke.

Während Frankreich auf den Protest der Schweiz gegen das Überfliegen schweizerischen Gebietes durch englische und französische Luftschiffe mit Worten aufrichtigen Bedauern erwiederte, fügte England seiner Antwort eine Bemerkung zu, die für die Verfechter Albions bezeichnend ist. Mit diesen Worten führt die Londoner Zeitschrift, die den Angriff auf die Zepplinverfechter unternahm, den bestimmten Auftrag, den schweizerischen Gebiet nicht zu überfliegen; wenn es doch getan hätten, so könne es nur aus Unachtsamkeit oder infolge der Schwierigkeit genauer Orientierung aus größter Fälschung sein. Die englische Regierung erklärt jedoch weiter, daß aus den ihren Fliegern erteilten Instruktionen und dem dem Bundesrat wegen ihrer Nichtbeachtung ausgesprochenen Bedauern keine allgemeinen Schlüsse auf die ihrerseits erteilten Anerkennung eines nicht unbestritten geltenden völkerrechtlichen Grundsatzes betreffend die Gebietshoheit über den Luftraum gezogen werden können.

Der Schweizer Bundesrat ist der englischen Regierung erwidert, daß die gebührende Antwort nicht schuldig geblieben, sondern hat ihr mitgeteilt, daß die Gebietshoheit in dem Luftraum über schweizerischem Gebiet in vollem Umfang geltend machen müsse, da völkerrechtliche Bestimmungen darüber nicht bestehen.

Verleumdungen Bulgariens

Wegen der billigen zu Berlin, 7. Dez. Die „Agence Bulgare“ meldet: Bulgare Korrespondenten verbreiten in London, namentlich in der russischen Presse, die abscheulichen und ungläubigen Verleumdungen gegen Bulgarien. Um deren Abwehrung ganz zu verstehen, genügt es, folgende Erfindungen aufzuzählen, die der Korrespondent des „Russe Echo“ in Bulgare seinem Blatt telegraphieren zu müssen glaubt, obwohl jede dieser Nachrichten ein Arienat gegen die Wahrheit, das Gewissen und den guten Geschmack ist. Der Korrespondent meldet, es sei in bulgarischen königlichen Palast eine Funktion errichtet, die von Österreichern besetzt werde, welche alle Vorschläge, die die Mächte des Dreierbundes Bulgarien machen, noch am selben Tage nach Wien und Berlin telegraphieren. Zwischen Sofia und Wien bestünde schon seit langem ein geheimes Abkommen, von dem nur der Kaiser und einige Minister Kenntnis hätten. Der griechische Gesandte in Sofia habe, man wisse nicht gegen welche geheime militärische Vorrichtungen Bulgariens Vorstellungen erhoben. Der Vertreter Englands habe sich diesem Schritte angeschlossen und zu verstehen gegeben, daß Großbritannien einen Teil des bulgarischen Gebiets beiseite und eine Aktion Griechenland mit allen Mitteln unterstützen werde. So geht es weiter. Diese Meldungen bedürfen keines Kommentars.

Aus dem Hinterhalt.

Stizze von Arthur Schiller.

(Nachdruck verboten.)

In der Talmühle, die sich zwischen den hohen Wäldern hinzieht, lag eine brennende Stadt. Hier lebten die Flammen an allen Ecken zum Himmel, die schwarzen Brandwolken trafen faul, wie böse Unterte, über das belagerte Land.

Die Munitionskolonnen der deutschen Artillerie hielt im Gelock auf die brennende Stadt zu. Donnernd ritten die Pferde über die staubige Sandstraße.

In der Mitte des Juges schwang Hans Gersdorff die Peitsche über den Köpfen seiner braven Braunen. Der Wagen sprang schüttern unter ihm, sein Nebenmann klammerte sich mit beiden Händen an die Seitenlehne des Sessels, um nicht heruntergeschleudert zu werden.

So donnerte der Zug zwischen die ersten Häuser, hinein in den qualmenden Trümmern. Glühende Balken strahlten trübend zusammen, Mauern stürzten ein, die braven deutschen Jungen mitten hindurch mit „Ho!“ und „Hallo!“ und schmetterndem „Hurra!“ Die brennenden Häuser boten genugsam Licht in der finsternen Nacht.

Da plötzlich bäumte die Kasse vor dem ersten Wagen auf, rutschte auf der Hinterbank aus und brach stöhnend und schauend zusammen. Und ehe der Führer sich besinnen kann, züngeln Flammen wie wilde Schwestern aus der Erde, ein abendbetäubender Rauch ertönt, trübend fliegt der Wagen mit allem in die Luft. Eine Bombe hatte unter ihm eingeschlagen...

Der Zug hielt. Wildes Durcheinander. Kommandos, die im wirren Tumult verloren gehen. Die Pferde bäumten sich, schlugen um sich. Hans Gersdorff hat auf einmal das Gefühl, als habe ihn jemand einen heftigen Schlag gegen das Knie versetzt. Er greift unwillkürlich an die Stelle, fühlt etwas Warmes. Blut rieselt in einem dünnen Strahl über den Stiefel... Und im glei-

Der Untergang des „Audacious“.

Wien, 8. Dez. Ein Amsterdamer Blatt gibt nach der „New York Times“ vom 16. November den Bericht des Augenzeugen über den Untergang des englischen Dreadnought „Audacious“ an der irischen Küste wieder. Der Bericht kommt von dem Kapellmeister Deames und dem Kapitän Griffith von dem Schiffsarzt der „Clumpic“, die am 27. Oktober die Bemannung des englischen Schlachtschiffes rettete und nach Rough Wall brach. Obwohl 900 Offiziere und Mannschaften sich auf dem „Audacious“ befanden und das Rettungswort durch den heftigen Sturm erschwert wurde, sind nur zwei Menschenleben verloren gegangen. Der Bericht lautet:

Nachdem die „Clumpic“ am 21. Oktober Ruvoort verlassen hatte, wurde von der Nordküste Irlands gemeldet, daß dort Seeminen lagen. Alles ging gut, bis am 27. Oktober, morgens 4 Uhr, die Zerstörer an der irischen Küste gesichtet wurden. Es war kaltes, trübes Wetter bei hoher See. Wir sahen um 11 Uhr zwei Kriegsschiffe; das größere von diesen sollte schwer und neigte so sehr über, daß Sturzen über das Achterdeck spülten. Das Schiff war der „Audacious“. Wir dachten erst nichts Schlimmes, bis plötzlich das andere Schiff, der Kreuzer „Liverpool“, jähzusammen nach vor der „Clumpic“ zu manövrieren begann. Das dauerte etwa eine Viertelstunde. Inzwischen näherten wir uns völlig und konnten nun bloßen Auges sehen, daß das Kriegsschiff die Kollision an dem großen Signalmast gebührt hatte. Das Vorderende des Kreuzers „Liverpool“ hatte den Zweck, sich zu verweigern, daß keine weitere Gefahr vor den Minen bestand.

Wir stoppten 500 Yards vor dem Kriegsschiff. Nach einigen Minuten kam der Befehl: In die Boote. 14 Rettungsboote wurden erst an der Bordbordseite losgemacht, aber wieder festgemacht. Darauf wurden Boote an der Steuerbordseite hinabgelassen, mit Matrosen, Seizern und Stewards von der „Clumpic“ demant. Inzwischen stieg von dem Kriegsschiff ein Boot mit fünf Mann ab, das infolge der hohen See bald umschlug. Von den Anlässen ertönt einer, die übrigen wurden gerettet. Die Rettungsboote erreichten den „Audacious“ nach einer halben Stunde. Die Bemannung des Schlachtschiffes verteilte sich auf 12 Boote. Alle warteten ruhig ab, bis sie an die Küste kamen, in den Booten lag zu nehmen. Während des Rettungswortes erschienen verschiedene Torpedoboote, Fischerfahrzeuge und kleine Kreuzer auf dem Schuttpaße des Unfalls, die durch Funkensignale der „Liverpool“ herbeigerufen worden waren. Die „Clumpic“ nahm 250 Mann der Besatzung an Bord, 450 Mann wurden auf andere Schiffe verteilt, während der Rest von 200 Mann an Bord der Kriegsschiffe blieb, um bei der Bergungsarbeit zu helfen. In den „Audacious“ war bereits viel Wasser eingedrungen. Das Schiff war um 8 Uhr auf eine Mine gelaufen, etwa fünf Stunden lang strömte das Wasser durch das an der Bordbordseite enthaltene Sed.

Die Lage der Deutschen in Kanada.

In Nr. 291 berichteten wir, daß die Kanadier sorgfältig jeden Deutschen untersuchen, der aus den Vereinigten Staaten dort eintritt. Die Wache auf der Niagarastraße wurde vermehrt und Patrouillen streifen durch das Land. Man hat Angst vor den Deutschen und befürchtet, daß sie sich zu abenteuerlichen Taten an der kanadischen Grenze aufkommen lassen.

Die Lage der Deutschen in Kanada schildert nun ein dort in V. wohnender junger Deutscher in einem Briefe an seine in Tarmen lebende Mutter.

Unzuletzt erzählt der Schreiber, daß man dort Deutsche unter der Bewachung, Wasserleitungen und Brücken gehört zu haben (?!), verhaftet und erschossen hat. Diese Behauptungen, so fährt er fort, haben dazu beigetragen, das Los der Deutschen in Kanada zu verschlimmern. Jedoch ganz besonders Anlaß zur Überwachung der hiesigen Deutschen gab die Nachricht von London, daß die

deutschen Spione in England zahlreich wären und die Regierung in England deutsche Munitionslager und Befestigungen entdeckt habe (?!).

Zuletzt nach dem Eintreffen dieser Nachricht hat die englische Regierung in Kanada den Befehl erteilt, daß die Wohnungen aller Deutschen in Kanada nach Waffen und verdächtigen Briefen untersucht werden und jeder verdächtige Deutsche in meinem Zimmer und untersucht alles gründlich. Was sie nicht lesen konnten, besiegten sie mit Beschlag. Zu allem Unglück waren sämtliche deutschen Briefe vom letzten Jahre darunter. Überhaupt sozusagen meine ganzen Briefschaften wurden von den Geheimen mitgenommen.

Mit der Arbeit geht's hier auch sehr schlecht, und ich befürchte, daß über kurz oder lang die hiesige Textilindustrie ganz stillstehen wird, hauptsächlich wegen Mangel an Zeide. Die kanadische Industrie hat in der letzten Zeit so recht gezeigt, daß sie ohne den „Kontinent“ schlecht stehen kann, trotzdem die hiesigen Zeitungen probieren, daß sich für Kanada jetzt die beste Gelegenheit bietet, wegen Erschwerung des Aufkommens mit Deutschland die kanadische Industrie bedeutend zu vergrößern. Nach meiner Ansicht werden es die Kanadier niemals zustande bringen, alle ihre Gebrauchsgüter selbst anzufertigen, da ihnen die Hauptstoffe, die deutsche Geisteslichkeit, dazu fehlt.

Ihr solltet nur einmal die kanadischen Soldaten sehen! Nicht die geringe Strammheit und Disziplin! Da sind unsere Soldaten nach zweimonatiger Dienstzeit ganz anders dagegen. Sämtliche Deutsche in Kanada stimmen darin überein, daß es eine Unabänderlichkeit ist, solche kriegsähnlichen Figuren gegen deutsches Militär zu sehen. Zum Glück haben das die Kanadier selbst ein, und es hält schwer, auch nur 30 000 Mann zusammenzubringen, trotz des hohen Lohnes, den man bezahlt: 5 Mark pro Tag, dazu freie Kost, Logis und Kleidung. Nun laßt ihr die Gedanken, wieviel Patriotismus hier herrscht. Genügend Hurra-Patriotismus ist ja vorhanden, jedoch kein Tatenbeitrag. Das läßt bei dieser Soldateneinstellung, daß zwei Drittel von den Angehörigen der Arbeitskräfte, Tagelöhner und dergleichen und der Rest geborene Engländer sind.

Mein Kosther und Logisgeber ist ein sehr anständiger Mann und ein ehemaliger Farmer. Er sagte mir, daß er seine Haut nicht riskieren werde für England; für den König von England hat er gar nichts übrig. Leider wurde er viel beeinflusst durch die erlangten Nachrichten über die deutsche Gruellatzen. Überhaupt überall, wo man hinschaut, werden einem die ungläublichen Schandthaten vorgeworfen. Diese Eingenachrichten haben die Deutschen hier mißliebig gemacht.

Nun, ich hoffe, dieser schreckliche Krieg wird bald enden mit einem glücklichen deutschen Sieg. Sollte ich dieses Ereignis vor drei Jahren geahnt, dann hätte ich Deutschland niemals verlassen...

Wie die Engländer deutsche Gefangene behandeln.

Die Engländer die Deutschen in Kamerun behandeln, zeigt ein in den „Nieler A. Nacht“ veröffentlichter Brief eines Kieler, der in Kamerun in englische Kriegsgefangenschaft geriet und dann nach England gebracht wurde. Es heißt in diesem Briefe u. a.:

Wie wir behandelt worden sind in der Gefangenschaft, wird nach dem Kriege noch gehörig publiziert werden. Auf dem Transportdampfer „Boulame“ zum Beispiel ließ man uns vier Tage und Nächte in der Tropenhitze im Zwischendeck, liegend, ohne Matratze oder Decke, ohne Essen und ohne uns waschen zu können. Unsere Notdurft mußten wir in einer verrichteten. Derselben Eimer sind uns nachher als Trinkwasser gereicht worden. Ich will nicht mehr über diese Sachen schreiben, um mich nicht weiter zu ärgern. Ich bin ja gesund, und die Kälte werde ich in meinem Tropaen an ja wohl auch überwinden, in England ist es ja gewöhnlich nicht so sehr heiß. Das Schlimmste ist, daß ich kein Geld habe und auch der Baumeister mir nichts

zurück gibt. Dann schnürt er den Fenstergriff mit einem Seil zu; Es gilt, die Banditen gefangen zu halten, bis er in Sicherheit ist. Ohne ein weiteres Wort an sie zu schreiben, verläßt er das Zimmer, dessen Tür er von außen sorgfältig verriegelt. Dann in schnellen Schritten, so gut das verwundete Bein es erlaubt, wieder auf die Straße. Drüben, in den nächsten Gassen hört er das Rufen der Kameraden, das Donnern der Wagenräder auf dem schlechten Pflaster. Immer noch ist der Himmel rot von der ungeheuren Blut, die aus den Häusern fliegt.

Hans Gersdorff schleicht sich, auf einmal wieder unlagbar müde, tief gedübt an den Häusermauern hin, er hört Schritte über sich fortsetzen, auch von gegenüber wird geschossen, die Augen schlagen um einen hohen Laus gegen die Mauern. So kommt er ans Ende der Straße, die auf einen großen Platz mündet. Hier hat das Feuer noch nicht gewütet; die meisten Häuser stehen unversehrt in gespenstischem Halbdunkel um den Platz. Und mit einem Male bricht aus der anderen Gasse, deren Mündung Hans Gersdorff jenseits erblickt, ein Gespann, ein zweites folgt, ein drittes, und andere, in wildem Galopp quer über den Platz.

„Hurra! Hurra!“ schreit Hans Gersdorff in das Gedröhn der Räder und Hufe. „Hurra!“ will er ein drittes Mal schreien, daß sie ihn hören sollen, aber eine rings umdringende Gewehrwalze aus den Häusern wirft ihn nieder. Er hat noch Zeit, mit einem flüchtigen Haß zu denken: „Wehe euch, Gefilde, wenn ihr mir zwischen die Finger kommt!“ Dann weiß er nichts mehr.

Abermals fliegt der Zug der Kolonne. Diesmal aber nicht aus Verwirrung, diesmal aus guter Berechnung. Die Führer halten die Hügelstrass in den Händen und bändigen die unruhigen Pferde. Die Reitermannen aber springen von den Böden, bringen mit vorgehaltenen Revolvern auf die Häuser ein. Salve auf Salve flammte gegen sie, Mäntel flüchteten vor. Gilt es doch, die toten Kameraden zu rächen.

Und dann ein Jubelgeschrei: In leuchtendem Bogen fliegt eine Granate über den Platz dahin, in der Nähe irgendwo ertönt ein lauter Knall, das Pfaffen stürzender Mauern, Hieselgeschrei und wildes Fluchen. Eine zweite Granate fliegt vorüber.

Eine Stimme ruft markig in den Höllenlärm: „Drauf, Jungens, die Unfern bringen Hölle!“

Da waren sie auch schon! Schnaubende Rost rissen Kanonen hinter sich her. Aus anderen Gassen kam Infanterie gelaufen, und bald mischte sich das schnelle, prallende Gewehrgeknatter der Infanterie mit dem tiefen, brummennden Dröhnen der Kanonen. Und während Granate nach Granate hoch über ihnen vorbeiflog, sanken die Häuser rings um den Platz, alle, alle, tragend und polternd zusammen. Hunderte von Menschen unter sich begrabend, Hunderte von Gewissenslosen, die wider Gesetz und Menschlichkeit aus dem Hinterhalt auf durchziehende Truppen geschossen, nachdem sich die Stadt der Übermacht längst ergeben hatte.

Hans Gersdorff wurde von einem Infanteristen gefunden, der in der Dunkelheit über den reglosen Körper stolperte. Man lud den Verwundeten auf einen der Munitionswagen, ein Arzt war zufällig zur Stelle, der Knochentrümmer anlegte. Über seinen Verwundungen schlug Hans Gersdorff die Augen auf. Er blinnte sich verwirrt um, an sein Ohr drang das Gewehrgeknatter und das Donnern der Kanonen. Da richtete er sich auf, murmelte mit matter Stimme: „Wo ist mein Wagen? Habt ihr meinen Wagen gerettet?“

Man suchte ihn zu beruhigen; aber er brängte fieberhaft immer wieder empor, er konnte nicht liegen bleiben, da er seine tapferen Kameraden im Feuer suchte, in Kampf und Gefahr.

Erst als der Arzt ihm als Vorgesetzter befohl, liegen zu bleiben, sagte er sich seufzend: Aber auch in Geforsam murmelte er noch, die Hand zu einer Faust ballend: „Ich soll mir erst wieder laufen können, dann sollst du's doppelt und dreifach heimgejagt bekommen!“

Dann schloß er wieder ein im lauten, fieberhaften Gedröhn des Kampfes.

geben kann. Der Engländer hat jedem, der über 100 Mark Geld hatte, das übrige abgenommen. Ich bin so von Adriana gekommen, wie ich ging und stand. Meinen Tropaenoffizier mit dem weichen Zeug habe ich nachher glücklicherweise noch erwirkt, sonst habe ich auch alles verloren.

Der Lazarettzug des Vereins der deutschen Lokomotivführer.

Berlin, 7. Dez. Die Kaiserin besichtigte heute unter Führung des Vorsitzenden des Zentral-Komitees vom Roten Kreuz, General der Kavallerie v. Pfuel, in Anwesenheit des stellvertretenden Chefs der Medizinischen Abteilung des Kriegsministeriums, Generalarzt Dr. Baalzon, und anderer den Vereinslazarettzug G 3 „Kaiserin“, der, einem besondern Wünsche der Kaiserin zufolge, aus der vor wenigen Wochen überreichten Spende des Vereins der deutschen Lokomotivführer hergestellt worden ist. Der Lazarettzug kann 260 Verwundete aufnehmen und ist unter Verwertung der neuesten Erfahrungen mit allen hygienischen und wirtschaftlichen Einrichtungen ausgestattet. Er enthält u. a. einen Verbandsraum, in dem in Notfällen auch Operationen ausgeführt werden können, mit Apothekenwagen, eine vollständig eingerichtete Küche mit zwei an die Dampfheizung angeschlossenen großen Kochstellen und einem Vorratswagen, eine Telefon-Einrichtung, die alle Krankenwagen mit den Arztwagen verbindet. Die Kaiserin äußerte ihre besondere Anerkennung über die praktischen Einrichtungen des Zuges und dankte der anwesenden Vorführung des Vereins der Lokomotivführer in warmen Worten für ihre hochherzige Spende.

Die Petroleum-Versorgung in Deutschland.

Der Verband deutscher kaufmännischer Genossenschaften, v. B., schreibt uns:

Durch die Presse ist ein Scheinbar von der deutsch-amerikanischen Petroleumgesellschaft inspirierter Artikel gegangen, in dem ausgeführt wird, daß die genannte Gesellschaft ungefähr die Hälfte des bisherigen Bedarfs an die Kleinhandlung zu alten Preisen weiter liefert. Das ist zutreffend, es ist aber vergessen worden, bekannt zu geben, daß die genannte Gesellschaft nur an diejenigen Kleinhandlung liefert, die mit ihr in einem Vertragsverhältnis stehen. Die D. A. P. G. ist aber nicht die einzige Gesellschaft, welche die Kleinhandlung mit Petroleum versorgt hat, und da sie sich jetzt weigert, an jene Kleinhandlung zu liefern, die bisher ihr Petroleum anderweitig kauften, so sind diese gezwungen, ihren Bedarf bei Großhändlern, die mit rumänischem, russischem oder galizischem Petroleum handeln, zu decken. Die Lagerbestände der übrigen Gesellschaften waren nämlich so klein, daß sie schon in den ersten Monaten nach Ausbruch des Krieges geräumt waren. Die D. A. P. G. dagegen verfügt noch über ein ziemlich bedeutendes Lager. Die österreichisch-ungarische Regierung hat die Petroleumausfuhr verboten, es ist jetzt also nur der Bezug aus Rumänien möglich, aber auch dieser ist sehr erschwert und nur mit Aufwendung ganz erheblicher Unkosten möglich. Die Petroleumgesellschaften und Großisten, denen es gelungen ist, einige Ziffern rumänisches Petroleum einzuführen, verlangen dafür so enorme Preise, daß sich der Liter auf 35 bis 40 Pf. beläuft. Wenn der Kleinhandlung nun auch gern bereit ist, angesichts der Notlage vieler armer Frauen solches Petroleum ohne Augen, vielleicht auch mit einem kleinen Verlust, zu verkaufen, so kann ihm doch nicht zugemutet werden, an jedem Liter Petroleum 10 bis 15 Pf. zuzulegen. Der Verband deutscher kaufmännischer Genossenschaften, der die Einkaufsvereine der Kolonialwarenbranche des Deutschen Reiches vereinigt, hat nun an den Bundesrat eine Eingabe gerichtet und darum gebeten, daß die Petroleumversorgung unter die Aufsicht des Reiches gestellt wird und daß jeder Kleinhandlung, der schon vor dem 1. August Petroleum gehandelt hat, ein bestimmtes Quantum zur Abgabe an seine Kundschaft erhält. Viele arme Frauen würden dadurch die Möglichkeit erhalten, die sich ihnen jetzt bietende Arbeitsmöglichkeit benutzen zu können.

in der Nähe irgendwo ertönt ein lauter Knall, das Pfaffen stürzender Mauern, Hieselgeschrei und wildes Fluchen. Eine zweite Granate fliegt vorüber.

Eine Stimme ruft markig in den Höllenlärm: „Drauf, Jungens, die Unfern bringen Hölle!“

Da waren sie auch schon! Schnaubende Rost rissen Kanonen hinter sich her. Aus anderen Gassen kam Infanterie gelaufen, und bald mischte sich das schnelle, prallende Gewehrgeknatter der Infanterie mit dem tiefen, brummennden Dröhnen der Kanonen. Und während Granate nach Granate hoch über ihnen vorbeiflog, sanken die Häuser rings um den Platz, alle, alle, tragend und polternd zusammen. Hunderte von Menschen unter sich begrabend, Hunderte von Gewissenslosen, die wider Gesetz und Menschlichkeit aus dem Hinterhalt auf durchziehende Truppen geschossen, nachdem sich die Stadt der Übermacht längst ergeben hatte.

Hans Gersdorff wurde von einem Infanteristen gefunden, der in der Dunkelheit über den reglosen Körper stolperte. Man lud den Verwundeten auf einen der Munitionswagen, ein Arzt war zufällig zur Stelle, der Knochentrümmer anlegte. Über seinen Verwundungen schlug Hans Gersdorff die Augen auf. Er blinnte sich verwirrt um, an sein Ohr drang das Gewehrgeknatter und das Donnern der Kanonen. Da richtete er sich auf, murmelte mit matter Stimme: „Wo ist mein Wagen? Habt ihr meinen Wagen gerettet?“

Man suchte ihn zu beruhigen; aber er brängte fieberhaft immer wieder empor, er konnte nicht liegen bleiben, da er seine tapferen Kameraden im Feuer suchte, in Kampf und Gefahr.

Erst als der Arzt ihm als Vorgesetzter befohl, liegen zu bleiben, sagte er sich seufzend: Aber auch in Geforsam murmelte er noch, die Hand zu einer Faust ballend: „Ich soll mir erst wieder laufen können, dann sollst du's doppelt und dreifach heimgejagt bekommen!“

Dann schloß er wieder ein im lauten, fieberhaften Gedröhn des Kampfes.

Eine „Emden“ vor 450 Jahren.

Die Heldentaten des Kapitän v. Müller stehen gewiß bis jetzt einzigartig da in der Geschichte unserer Flotte; aber es hat auch schon früher tapfere und tüchtige deutsche Seefahrer gegeben, die sich vor Englands Meeresherrschaft nicht fürchten und dem stolzen Albion viel Schaden zufügten. Als einen solchen Vorläufer des Kapitän der „Emden“ kann man Paul Beneke von Danzig betrachten, dessen von Gustav Freytag veröffentlichte Chronik des Reimar Rod nachgezeichnete Abenteuer der neueste Insel-Almanach wieder abdruckt. Es war im Jahre 1473, daß die Engländer großen Mutwillen trieben gegen alle Osterländer, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Legeleistungen derselben geschieden sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht geraten. Deshalb wurden die Osterländer genötigt, Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kaufahrt vor den Engländern bewachen mußten. Da begab es sich, daß die Engländer ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes“ heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterländer zwingen. An dies große Schiff der Engländer kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Urologisch führte, und kam mit den Engländern in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Beneke wurde nun zum Hauptmann des Schiffes gemacht und setzte sich bei den Engländern bald in Respekt. Im Auftrage der Engländer und mit englischen Geld rüsteten einige Florentiner Finanzmänner zu Brügge ein großes Schiff aus, eine „Galley“, die das Wappen des Herzogs von Burgund trug, mit Besatzung besetzt war und einen Kommandanten zum Kapitän hatte, damit man den englischen Ursprung nicht merke. Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen, die Galley zu besetzen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galley zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergefallen wäre. Paul Beneke näherte sich der Galley, bot ihnen seinen Gruß und fragte, woher sie kamen und wohin sie den Willen hätten. Der Kapitän der Galley gab eine spöttische und freche Antwort. Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Kommandanten, er sollte die Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem Wille, so sollte er dennoch streichen und damit das Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welche für große Torheit. Daß der Deutsche aus seinem Schiff dem Welchen in so großer unangenehmer Galley dürfte so trostlose Worte geben. Alsobald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galley heran und bielten mit den Besätzen eine Zeitlang Schußwechsel. Dann befahl Beneke, nachdem er seine Leute ermuntert und an die alte deutsche Leutertier ermahnt hatte, den Angriff und ließ sein Schiff an die Galley stoßen. Da entfiel den Besätzen der Mut, und da begannen sich die Engländer als Deutsche zu benehmen, unverzagt wie die Löwen zu den Besätzen hinzubringen und zu schlagen, und ehe die Besätze sich das verlassen waren die Deutschen bei ihnen in der Galley und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen: denn wiewohl die Besätze nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das eble deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Garmutheit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demütigen und Gnade begehrten. Die Engländer führten nun vergebens Widerstand, und auch als sie den Herzog von Burgund aufbehalten, der Beneke Schiff und Wore zurückgeben befohl, kriegte dieser Legate von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er selbst wieder nach Hause ziehen mußte. Diese Historie habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Volk zu Ehren, schließt der Chronist. Aus dieser männlichen Tat des Paul Beneke entstand so viel, daß die Engländer den deutschen Kaufmann zu Brügge beehrten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Herde ein Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Engländer mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10000 Pf. Sterling, d. i. 60000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge.

Ein deutscher Opernsänger in russischer Kriegsgefangenschaft

Vor wenigen Tagen kehrte aus russischer Kriegsgefangenschaft der Opernsänger Hans Erl nach Wien zurück. Die Mitteilungen des Sängers, der, wie erinnerlich, im vorigen Jahre nach an der Elberfelder Bühne mitwirkte, und der während eines Aufenthalts in Riga vom Kriege überrascht und nach Sibirien verschickt wurde, sind außerordentlich interessant und charakteristisch für die brutale Art, mit der man in Russland gegen die Kriegsgefangenen verfährt.

Erl erzählt in der Wiener „Neuen Fr. Pr.“: Ich war in Riga, um eine Reihe von Konzerten zu veranstalten. Am 31. Juli war die dortige Öffentlichkeit außerordentlich erregt. Man rechnete zwar noch nicht mit einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Österreich und Russland, aber die Nervosität stieg von Stunde zu Stunde. Ich wohnte bei meinem Schwiegervater, einem gebürtigen Deutsch-Russen, der in Riga ansässig ist, und zwar in Gesellschaft meiner Gattin. Als die Situation kritisch zu werden schien, beschloßen wir, so rasch als möglich mit einem der von Riga nach Stettin verkehrenden Dampfer abzureisen. Es war zu dieser Zeit nur ein einziges Schiff, ein kleiner, moderner Dampfer, der der deutschen Gesellschaft Helmsing & Grimm gehörte, die „Regina“, zur Verfügung, von der es hieß, daß sie am 1. August morgens nach Stettin auslaufen sollte. Etwa 500 Personen, Österreicher und Deutsche, hauptsächlich Familien, erwarteten in größter Erregung die Stunde der Abfahrt. Unter den Wartenden befanden sich etwa 60 Prozent Österreicher, darunter viele Militärpflichtige, die in ihre Heimat zurückkehren wollten. Man kann sich ungefähr vorstellen, in welche Verzweiflung unsere Laune versank, als wir um 1/2 2 Uhr mittags durch herbeieilende Beamte davon verständigt wurden, daß das Marineministerium die Abreise der „Regina“ mit Österreichern, Deutschen und Chinesen — sonderbarerweise waren auch sie von der Maßregel betroffen — verboten habe. In der Mitteilung der Beamten war auch die Aufforderung an uns enthalten, binnen zehn Minuten das Schiff, das wir bereits bestiegen hatten, zu räumen. Da das Fortlassen des Gepäcks später nicht mehr erlaubt sein würde, panisch vollzog sich die Räumung des Schiffes. Die Empörung über den Gewaltstreich der russischen Regierung — denn ein solcher war es — angesichts der Tatsache, daß damals von einem Kriege zwischen Russland und Österreich oder Deutschland noch keine Rede war, war allgemein, und zugleich ergriß uns alle die größte Bangigkeit wegen unserer zukünftigen Schicksale.

Nachdem waren die zehn Minuten vollkommen vergangen, so vollzog sich folgendes Merkwürdige: Die Beamten eilten aufs Schiff, Arbeiter kamen, man riß die deutsche Fahne herunter, der Name „Regina“ wurde mit Farbe überstrichen. Der Dampfer war beschriftet: „Tarizza“ und die russische Flagge wurde hochgehogen.

Inzwischen war die Aufregung in Riga aufs höchste gestiegen. Wilde Gerüchte durchliefen die Stadt. Mein Schwiegervater hatte gehört, man würde alle Deutschen und Österreicher erschießen, und der Direktor des Deutschen Theaters in Riga sei bereits als Spion erschossen worden. Mein Schwiegervater hatte als eingeborener Russe seine Beziehungen. Er zog Erkundigungen ein und hörte, daß man den Deutschen das Schicksal angedeihen, wo sie, für einen Aufenthalt in Sibirien auch nicht im mindesten vorbereitete, wohl eilend zugrunde gehen mußten. Uns gelang es wenigstens, das eine für mich und meine Frau zu erwirken, daß wir nicht nach diesen furchtbaren Riten verurteilt werden sollten, sondern für Kriegsbauer in Kasan, gleichfalls in Sibirien, sollten leben müssen. Die

Vergünstigung war natürlich nicht so leicht zu erreichen. Sie wurde auf abenteuerliche Weise erzielt, die ich hier zur Ehre der beteiligten Personen nicht näher schildern will. Genug daran, sie wurde auf acht russische Weise zuwege gebracht. Nach Kasan sollten wir in Etappenmärschen gebracht werden, und jeder, der jemals etwas von diesen entsetzlichen Transporten gehört hat, vermag sich auszumalen, was unser harter, glücklicherweise litt ich an einer Sehnenzerrung, und wieder trat jener Helfer in Aktion, und es wurde uns im Hinblick auf mein Leiden gestattet, selbst auf eigene Kosten nach Kasan zu reisen.

Am 8. August fuhr ich ab. Unnötig zu sagen, wie rührend man uns auf der Fahrt begegnete. Zunächst behandelte man uns als Ausbeutungsobjekt. Man wollte uns nur Karten erster Klasse verkaufen und brachte uns dann in Viehwagen unter. So ging die Fahrt, zum Teile per Schiff auf der Wolga, über Moskau, Nischni Nowgorod nach Kasan. Im Coupe wurden wir beschimpft, eine fettliche Halbweibsdame spie uns an und ohrfeigte mich. In Kasan meldeten wir uns pflichtgemäß bei der Polizei, aber unsere Hoffnungen, dort bleiben zu können, wurden uns sofort genommen. Man sprach davon, daß man uns nach Omsk weiterführen würde. Während wir noch in Kasan in einem entsetzlich verfallenen Quartier unterkunft fanden, ereignete sich eine heitere Episode. Man hatte mich für den nächsten Tag auf die Polizeistation beschieden, wo ein Amtsarzt mich wegen meines Leidens untersuchen sollte, um festzustellen, ob ich für einen Fußmarsch nach Omsk geeignet sei. Mittags sollte die Untersuchung stattfinden. Ich wartete bis halb 10 Uhr abends, als der Polizeiminister telefonisch angerufen wurde. Es wurde ihm mitgeteilt, daß ein Zeppelin über Kasan hinflog, und er wurde beauftragt, sofort Abteilungen von Kasan zu beordern, auf das Flugzeug zu schießen. Gleich darauf ging aus ein furchtbares Getöse auf der Straße an. Wir eilten hinaus. Es war eine prachtvolle Nacht, eine kühle, weichen Nächte, die den Himmel merkwürdig nahe erscheinen lassen. Ich sah von einem Zeppelin nichts. Nach einiger Zeit, während noch das Schießen fortwährte, erschien der Zeppelin. Trotz des strengen Alkoholverbotes, das damals schon erlassen war, schien er nicht eben leicht auf seinen Rufen zu stehen. Er hob herum, Kasan kamen heran, man sprach davon, daß das feindliche Luftschiff sich außer Schußweite befinde und daß Artillerie herbei müsse. Wirklich wurden auch Batterien aufgezogen. Die Kanonen brüllten gegen den Nachthimmel. Als auch diese Kanonade nichts nützte, meldete ein Offizier, daß der „Zeppelin“ noch immer außer Schußweite sei. Zum Schluß wurde zur großen Verlegenheit von einem Beamten die Vermutung ausgesprochen, daß der vermeintliche „Zeppelin“ nichts anderes sei als der Abendstern, der in der eigenartigen Atmosphäre etwas unruhig irrlichterte und so den Eindruck hervorrief, als ob er sich bewegen würde.

Elf Tage hatte unsere Reise nach Kasan gewährt. Nun sollten wir nach zweitägigem Aufenthalt weiter. Wir waren im Besitze eines Aufstiegs, der uns nach Omsk beorderte, doch ich entramt dieser Verschickung auf folgende originelle Weise. Durch Zufall hatte ich gehört, daß ein Teil der Deutschen und Österreicher nach Omsk, ein anderer nach Wladiwostok, gleichfalls ein Gouvernement in Sibirien, verschickt werden sollte. Ich weiß nicht weshalb, weil ich den Namen Wladiwostok vertrauenswürdig als der des berühmtesten Omsk, und ich tat nun nichts anderes, als daß ich mich einfach mit meiner Frau zu jener Gruppe stellte, die nach Wladiwostok abgeholt wurde. Man verließ zwar die Liste der Verbannten, auf der wir natürlich nicht genannt waren, als wir uns aber nach der Verlesung selbst meldeten, wurden wir mit echt russischem Gleichmut in Empfang genommen. Wir erhielten Aufstiegs nach Wladiwostok und gingen dorthin ab. Ich übergebe meine Reiseerlebnisse. In Wladiwostok wurden wir in einer sogenannten Nummer untergebracht, das ist ein Quartier, vergleichbar den allerbesten, von Ungeziefer strotzenden Kasernenquartieren. Erst

später konnten wir ein bescheidenes Hotelzimmer erlangen, für das wir 120 Kronen monatlich zahlen sollten. Sieben Wochen blieben wir nun hier in Wladiwostok. Der Aufenthalt war nicht gerade unangenehm, wenn uns nicht die Besorgnis über unsere Zukunft bedrückte hätte. Was wir aber von den fortwährend eintreffenden Gefangenentransporten hörten, war wohl entsetzlich. Unter diesen Gefangenen befanden sich auch Menschen, die hochbetagt waren.

Dem Eingreifen einer menschenfreundlichen Persönlichkeit (ich muß auch hier wieder Schweigen walten lassen) verdanke ich es, daß ich nach siebenwöchigem Aufenthalt in Wladiwostok mit meiner Frau, und zwar auf Grund eines amtlichen Zeugnisses, das dem Gouverneur meine Militäruntauglichkeit bewies, nach Oesterreich zurückkehrte. Auf meiner Rückreise hörte ich jene Lügenmeldungen, die von Slegen der Entente machte zu berichten suchten, so daß ich zu befrachten hatte, die Franzosen in Berlin und die Russen in Wien anzutreffen. Mein Gefühl aber ließ mich gleich von Anfang an die Wahrheit vermuten. Man darf aber nicht glauben, daß die russische Öffentlichkeit die Stegemeldungen für bare Münze nimmt. Langsam bringt die Kenntnis des wahren Standes der Dinge durch. Ich konnte auf meiner Rückreise durch die verschiedenen Provinzen Russlands große Niederlagen beobachten. Man erzählt sich von meuternden Soldaten. In Taschkent sei ein ganzes Bataillon, das gemutet habe, erschossen worden.

Was die durch den Krieg geschaffenen wirtschaftlichen Verhältnisse anbelangt, so leiden sie außerordentlich durch den Mangel jeglichen Exports der Lebensmittel. Die Bauern können nichts verkaufen. Ein Fuhn kostet 12 bis 14 Rubel, eine Gans 30 Rubel. Alles ist spottbillig, aber es gibt auch nicht das wenigste Geld, mit dem man diese billigen Lebensmittel erwerben könnte.

Kriegsallerlei.

Die Kriegsspende der österreichisch-ungarischen Bischofskonferenz. Aus Budapest wird gemeldet: Der König bricht in einem eigenhändigen Schreiben dem kaiserlichen Kardinal Gernon seinen Dank aus, daß die Bischofskonferenz für Kriegsfürsorge drei Millionen Kronen gespendet, und daß verschiedene Orden ebenfalls namhafte Summen für diesen Zweck gespendet haben. — Ein serbischer Konsul unter Spionageverdacht. Der frühere serbische Generalkonsul in München Dawidoff und seine Gattin sind wegen Verdacht der Spionage ausgewiesen worden. — Der Hofenbandorden für König Albert. Der König von England hat bei seinem Besuche des Kriegsschauplatzes in Flandern dem König Albert den Hofenbandorden verliehen. — Schwere Strafen für einen gewissenlosen Händler. Das Reichsgericht verurteilt die Revision des Weinhandlers Schmitt aus Kallat (Baden), der vom Landgericht Karlsruhe am 8. Oktober d. J. zu einer Gefängnisstrafe von zehn Monaten verurteilt worden war, weil er vertragswidrig und vorsätzlich während der Mobilmachung die den Bahnhof Lebigheim passierenden Truppen mit verdorbenem Fleisch und verdorbenen Straßbraten versorgt hatte. — Wie sich russische Soldaten gefangen nehmen lassen. Ein deutscher Vorposten sah eines Abends etwa 90 Mann mit gekaufter Gewehr auf sich zukommen. Er wollte schießen, aber die Russen daten ihn, sie gefangen nehmen zu wollen. Als die neunzig Mann glücklich abgeliefert waren und ihre Waffen abgegeben hatten, geht einem deutschen Offiziere die Mut durch und er flucht in allen Tonarten auf das feige Gefindel, das sich von einem einzigen Heldengrauen festnehmen läßt. Da sagt ein deutschsprachender Russe laut „Marsch!“ entschuldigend: Herr Beutemacher, was konnten wir machen? Hat er uns doch umzingelt!

Ein Feldpostbrief aus dem Argonner Wald.

Im Unterland vor Verdun, 19. Nov. 14.

Meine Lieben daheim!

Meine vier Karten von den letzten Tagen denke ich in Euren Händen.

Am 16. abends sind wir aus M. marschiert. Auf dem Marsch durfte nicht geredet und laut gesprochen werden, denn wir waren ja immer im Bereich der feindlichen Artillerie. Nach etwa 10 Kilometern Marsch stiegen plötzlich aus den französischen Stellungen Leuchttürme hoch, wir über den Chausseegraben rüber und gebückt (denn die Entfernungen bis zu den Straßen wissen sie ja sehr genau). Als die Augen häufiger hochkamen, sind wir einfach gebückt weitermarschiert. In einem Dorfschen wurde haltgemacht und heißer Kaffee empfangen. Dann weiter. — Wir sind nicht mehr weit von unseren Stellungen, es geht fortwährend bergauf durch tiefen Schlamm in finsterner Nacht. Wir halten einander fest, um nicht auszugleiten. Plötzlich ist — bum. Ein Schrapnell platzt über uns. Alles duckt sich unwillkürlich. Da noch eins. Gefährdet haben sie uns nicht. Oben auf freiem Felde gehalten und gebückt. Von einigen bayerischen Führern werden wir in Empfang genommen und man im Gänsemarsch durch hochfinken Wald einen sehr schlüpfrigen Pfad ins Tal runter. Jeder fahrt seinen Vordermann an den Tornister, damit er ihn nicht verliert. — Achtung! Telephonbrat! Mein Vordermann bleibt hängen, reißt sich los, läuft vorwärts. Der Drab verfährt sich bei mir auch, und zwar in meinem Tornister, ich komme nicht sofort los, und schon ist die Fühlung mit meinem Vordermann verloren. Ich laufe vor, fühle seinen Namen — keine Antwort. — Ich bleibe stehen und gebe nach hinten Zeichen: Verbindung abgerissen. Einige Augenblicke unangenehme Spannung. Da kommt der Führer zurück, ich lasse ihn an die Koffschleife, und nun holpernd, holpernd

und glitschernd weiter. — An den Stellungen angekommen, wird je eine Gruppe mit einem Unteroffizier in eine Erdhöhle geholt. Einige Aufflärmung von den bayerischen Kameraden, und dann ziehen die ab. Alles mit unheimlicher Stille. Zwei Mann von jeder Gruppe auf Posten vor dem Schützengraben; die anderen liegen — a. h. Unruhig, liegen — die Krümmen sich im Unterland rum. Nicht darf nicht gemacht werden. Man weiß nicht, wo man hin, kann sich nicht bewegen — nicht nicht —, weiß nicht, was los ist. Nach zwei Stunden wird unser Doppelposten von einem Kameraden und mir abgelöst. Instruktion: Unter den Bäumen bleiben — in der — Richtung liegt der Feind — Verdächtiges sofort melden — schleicht sich jemand ran, nach Möglichkeit nicht schießen — Bajonett zwischen die Rippen. Da steht man nun — alle Nerven gespannt, und hält scharf Wacht. Ab und zu pfeifen die Granaten hinüber und herüber in die gegenseitigen Artilleriestellungen. Fast alle fünf Minuten feuern die Franzosen mit Gewehren und Maschinengewehren, sie haben immer Angst, wir kämen. Ein paar Augen pfeifen über uns weg — dann ist's wieder still. — Am anderen Morgen kann man sich endlich mal bei Licht besehen. Wir liegen an einem Waldhang, ziemlich gelichtet. Eine Erdhöhle an der anderen, aber in unregelmäßigen Abständen gestaffelt. Laufgräben führen zu unseren kleinen Schützengraben. Vor uns ein kleines Tal, halb rechts ein zerflossenes Dorf. Tagüber im Unterland, nachts abwechselnd Posten stehen. Heute morgen haben wir uns zu viel aus den Höhlen gewagt, um Tannengrün zu sammeln, in die nasen, lehmigen Unterstände zu legen — schon trafen sie vereinigt los, die Augen pfeifen ab und zu überm Kopf weg, aber da machen wir uns bitter werbe jetzt zum Wald- und Erdbewerber ausgebildet, da schick — pang — Schrapnell unmittelbar über mir, da nochmal. Die Augen schlagen in unangenehmer Nähe ein. Jetzt aber los, daß du nicht gesehen, in den Unterstand. Nach 3 oder 4, und dann still. Nach einiger Zeit will ich zur

Lattine, noch ein paar Mann sind auch da. Gerade sage ich: „Die sehen uns, gleich kommt wieder ein Schrapnell.“ — schon geht's los — pang. Drei bis vier Meter vor uns haut's ein, aber eine Granate. Der Dreck fliegt nur so um unsere Köpfe rum. Nicht hat kein Steinchen getroffen. Ob die anderen was abgetriegt haben, weiß ich noch nicht. Ich ging im Marsch — Marsch in meine Dredhöhle. — Gerade sah ich jetzt ein wenig Draußen in der Sonne, da geht's wieder los. Die Bioten schießen auf den einzelnen Mann mit Granaten. Die Artilleriegeschosse laufen fortwährend über uns weg, wenn eine für uns bestimmt ist, das kann man sofort am schärferen Säusen hören, denn die anderen gehen ja hoch oben. Gestern versuchten die Franzosen auch, einen Flieger herunter zu holen mit besonderen Artilleriegeschossen. Unser Flieger Flieger hat aber Schwein gehabt. Meine schlechte Schrift, liebe Eltern, müßt ihr entschuldigen. Ihr könnt Euch ja ausmalen, wie durchfressen ich bin, gar keine Bewegung — nichts Frost, das Essen holen wir uns durch den Wald in Eimern ab, ich natürlich eiskalt, wenn es hier ist. Sechs Tage müssen wir hier liegen, dann kommen wir in ein Dorf in der Nähe und haben sechs Tage Ruhe. — Ob, wenn ihr uns Soldaten jetzt seht — mehr Lehm am Körper als Frug. Schluß, ich muß unbedingt etwas Schokolade essen und dann schlafen in Form.

Derzlichen Handdruck Euch allen Walter.

Pernisches.

Wasser und Schme.

Wie man der „Fr. H.“ aus Straßburg mitteilt, wird aus dem elbischen Küstental folgende brotliche Kriegsepisode berichtet: Das Bataillonsgeschoss macht Durst, zudem ist das Bataillon immer noch die erprießliche Nachschubquelle. So dachten einige Bataillonssoldaten des 2.

Regiments, die man auf Patrouille geschickt hatte, und die in einer Gemeinde des Großtales eintraten. „Endlich“, rief der Wirt, „kommt Ihr. Den ganzen Morgen wartete ich auf Euch und mit mir ein Franzose, dem die Sache jetzt aber zu dumm geworden ist. Gerade ist er hinter in den „Goldenen Löwen“ gegangen.“ „Was soll's mit dem Franzosen?“ fragt die Patrouille. „Er sollt ihn doch mitnehmen!“ Er sagte, er will im „Löwen“ noch ein Belles sich ausfallen. Wenn Ihr kommt, müchtet Ihr hinüberkommen.“ Das Schöpfchen wird genehmigt, und die Patrouille macht sich auf, natürlich hinter in den „Goldenen Löwen“. Nichtig, da sah gedulbig die Wirtin bei einem Glase Bier. „Na endlich!“ war auch sein Ausdruck, und dann schloß er sich den Bedarmern an. „Sein Vater sei schon anno 70 in deutscher Gefangenschaft gewesen. Er denke, es sei inzwischen dort nicht schlechter geworden, als sein Vater erzählt habe.“

Ein Drama der hungerigen Frauen in Petersburg. In einem Briefe, der aus Petersburg über die Schweiz zu uns gelangt, wird uns von einem furchtbaren Drama berichtet, das sich auf dem Seelowsee Bereich Nr. 7 abspielte. Dori stehen zu Hunderten allabendlich die hungerigen und frierenden Frauen mit ihren Kindern. In das Asyl darf nur eine bestimmte Anzahl von Personen hinein, und der Aufseher zählt sie ganz genau ab. Zwei Frauen stürten um den Vortag, und als die eine das Asyl fast erreicht hatte, stürzte sich die andere auf sie zu, legte beide Hände um ihren Hals und erwürgte sie. Als sie verhaftet wurde, erklärte sie, daß sie und ihre Kinder es vor Hunger und Kälte nicht mehr ausgehalten hätten, und daß sie um jeden Preis entlassen gewesen sei, einen Platz im Asyl zu erhalten. Einmal wollte sie Obdach und warmes Essen haben. In der Petersburger Gesellschaft wird dieser Fall als eine Caesation besprochen, — denn die Petersburger Gesellschaft amüsiert sich trotz des Krieges ausgezeichnet. Und die Mörderin war die Frau eines Kriegers, der bei Tannenberg gefallen war.

